

| | |
|---------------------|---|
| Zeitschrift: | Burgdorfer Jahrbuch |
| Herausgeber: | Verein Burgdorfer Jahrbuch |
| Band: | 13 (1946) |
| Nachruf: | Verstorbene Mitarbeiter des "Burgdorfer Jahrbuches" : Dr. Hans Bloesch, Walter Häggerli, Joseph Marti |

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

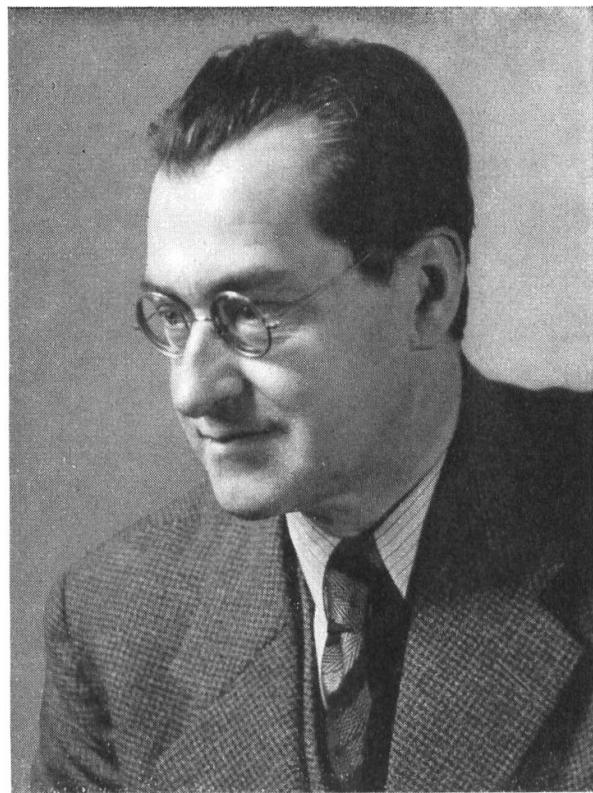
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Verstorbene Mitarbeiter
des
«Burgdorfer Jahrbuches»**

† Dr. Hans Bloesch, Oberbibliothekar
26. 12. 1878 bis 28. 4. 1945

† Walter Häggerli, Pfarrer
17. 1. 1880 bis 21. 8. 1944

† Joseph Marti, Oberlehrer
26. 6. 1864 bis 6. 4. 1945



Phot. F. Henn, Bern



Zur Erinnerung

an drei verstorbene Mitarbeiter des Burgdorfer Jahrbuches

Hans Bloesch

geb. 26. Dezember 1878, gest. 28. April 1945

Mit Hans Bloesch, der am 28. April 1945 einer schweren und langwierigen Krankheit erlag, ist ein bedeutsamer Mensch dahingegangen, der in der Geschichte der bernischen Kultur und Literatur allzeit hohe Verehrung genießen wird. Auf dem mir zur Verfügung gestellten Raum vermag ich nur ein etwas unvollkommenes Bild seiner staunenswert reichen schriftstellerischen Ernte zu entwerfen. Ich muß mich damit begnügen, sein Leben mit einigen knappen Sätzen zu skizzieren, die verschiedenen Gebiete zu bezeichnen, auf denen er als Gelehrter und als Dichter sich auszeichnete, und aus jedem die hervorragendsten Werke zu nennen.

Geboren wurde Hans Bloesch am 26. Dezember 1878 in Bern als Sohn des Oberbibliothekars und späteren Theologieprofessors Emil Bloesch. Er bestand im Herbst 1898 die Reifeprüfung am Gymnasium und widmete sich daraufhin dem – nach dem Tode des Vaters (1900) durch einen einjährigen Aufenthalt in Paris unterbrochenen – Studium der neuhighdeutschen Literatur, der Philosophie und der Schweizergeschichte an der Universität seiner Heimatstadt, und im Sommer 1902 erwarb er sich die Doktorwürde. Hernach verdiente er sich als geschätzter Mitarbeiter in- und ausländischer Zeitungen und Zeitschriften seinen Unterhalt. Von diesen seien einzig «Der Bund» und sein «Sonntagsblatt» namhaft gemacht, dessen Redaktor Josef Viktor Widmann sich «mit rührendem Wohlwollen» mehrfach seiner angenommen hatte und von frühesten Kindheit an «als ein leuchtend Vorbild vor seinen Augen stand». Im Herbst 1903 wurde Hans Bloesch die Leitung des «Berner Fremdenblattes» übertragen, in das er nunmehr aus voller Hand Betrachtungen und Berichterstattungen über Begebenheiten und Zustände seines engen Vaterlandes spendete. Da aber die Italiensehnsucht sich immer heftiger seiner

bemächtigte, schlug er im Frühling 1906 für zwei Jahre sein Zelt in Rom auf, dort seine journalistische Tätigkeit fortsetzend und an der deutschen Schule Unterricht erteilend. Im Februar 1909 fand in Köln seine Vermählung mit der rheinländischen Violinkünstlerin Adele Stöcker statt, und es folgten mehrmonatliche Aufenthalte in Korsika und Tunis und nachher in Deutschland. Erst das Jahr 1910 brachte die endgültige Uebersiedlung nach Bern, wo Hans Bloesch für kurze Zeit an der Schweizerischen Landesbibliothek eine Anstellung fand, vor allem aber als Redaktor der Zeitschriften «Die Alpen» (1910 – 1913), «Die Schweizerische Baukunst» und deren Nachfolgerin »Das Werk» (1915 – 1919), sowie als ständiger Mitarbeiter anderer Periodika eine reiche Tätigkeit entfaltete. Von 1911 an besorgte er zusammen mit dem Schreiber dieser Zeilen die wissenschaftliche Ausgabe der sämtlichen Werke Jeremias Gotthelfs. Ende 1918 wurde er an die Stadt- und Universitätsbibliothek in Bern berufen und 1928 zum Oberbibliothekar ernannt, welch verantwortungsvolles, dereinst von seinem Vater bekleidetes Amt er bis kurz vor seinem Tode innehatte. Durch kürzere und längere Reisen – zu den bereits erwähnten Auslandsaufenthalten gesellten sich solche in Sardinien (von Rom aus), Holland, Oesterreich, Oberitalien, Griechenland und Spanien – hat Hans Bloesch immer wieder seinen Horizont geweitet, sein Wissen und seine Menschenkenntnis vertieft und als Schriftsteller vielseitige und fruchtbare Anregungen empfangen. Und lebenslang vermochte er sich nicht nur seine ungewöhnliche Schaffenskraft, sondern zugleich eine jugendfrische Begeisterungsfähigkeit und den ihm eigenen liebenswürdigen Humor zu wahren.

Schon Bloeschs Dissertation «Das junge Deutschland und seine Beziehungen zu Frankreich» verriet einen Forscher, dem die Ausgrabung von Archivweisheiten nicht Selbstzweck war, der sich vielmehr bemühte, die diese bestimmenden großen historischen und psychologischen Zusammenhänge bloßzulegen. In der Folge wurde er ein Kenner der bernischen Kulturgeschichte, wie es wenige gibt und gegeben hat. Zunächst schuf er bald kleinere, bald wesentlichere Bausteine auf diesem Gebiete, wie zum Beispiel die Geschichte der Bernischen Musikgesellschaft (1915) und diejenige der Buchdruckerei Stämpfli (1924), bis schließlich 1931 als Krönung all dieser Arbeiten sein Standardwerk «Siebenhundert Jahre Bern» erschien, das durch eine visionär zu nennende Ge-

schlossenheit seinen Verfasser in die Nachbarschaft Jacob Burckhardts stellt. Der schweizerischen Geschichtswissenschaft hat Bloesch auch dadurch einen außerordentlichen Dienst geleistet, daß es ihm in der letzten Zeit seines Lebens gelang, sorgfältigste Faksimileausgaben der drei bebilderten Bernerchroniken aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu ermöglichen und zum Abschluß zu bringen.

Der Künstler Hans Bloesch verleugnet sich in keiner seiner geschichtlichen Veröffentlichungen, er adelt überall den Stil des Forschers und prägt eigenartige, einmalige Formulierungen. Und eine genialische Vielseitigkeit befähigte ihn, nicht nur über literarische Werke, sondern auch über solche der Architektur, der Skulptur, der Malerei und der Musik Urteile abzugeben, die ins Schwarze treffen.

Zu Bloeschs eindrucksvollsten Werken gehören die drei Wanderbücher «Mein Rom», «Tunis» und «Hellas». Er besaß die Fähigkeit, sich in eine Landschaft seelisch einzufühlen und den Pulschlag ihres Volkslebens zu erlauschen, und dank seinem erstaunlichen Wissen vermochte er stets mit Leichtigkeit Brücken zu schlagen, die von der Gegenwart an die verschiedenen Ufer der Vergangenheit des fremden Bodens führten, auf dem er sich befand. Und da sein Wirklichkeitssinn und seine Phantasie stets in bestem Einvernehmen miteinander standen, bildeten seine scharfe Beobachtungsgabe und sein dichterisches Empfinden allzeit eine selbstverständliche und faszinierende Einheit. Der bereits 1908 bei Huber in Frauenfeld erschienene Erstling «Mein Rom» enthält die Frucht seines Aufenthaltes in Italien. Sein Untertitel «Wanderungen» verrät, daß darin weniger von der Ewigen Stadt selbst als vielmehr von deren näheren und ferneren Umgebung die Rede ist. Wenn hier zuweilen noch eine gewisse Beeinflussung durch Josef Viktor Widmann sich erkennen läßt, der damals als Wanderschriftsteller höchstes Ansehen genoß, so überrascht und entzückt uns das zweite Bändchen «Tunis, Streifzüge in den landschaftlichen und archäologischen Reichtümern Tunesiens», das Bloesch im Spätherbst 1912 bei seinem zweiten dortigen Verweilen vorbereitete, aber erst 1915 bei A. Francke in Bern herausgab, durch eine nur ihm zugehörige Durchgeistigung des Geschaute und Erlebten, die bisweilen geradezu pantheistisch anmutet. So beschreibt er das zur Zeit der Dämmerung sichtbare

Farbenerlebnis der Wüste mit einer unerhörten Nachdrücklichkeit und schließt mit dem Bekenntnis: «Ich fühle noch beglückt in mir nachzittern die selige Empfindung, für Stunden aufgegangen zu sein in der allgewaltigen Erscheinung einer großen, unberührten Natur.» Das bei Eugen Rentsch in Erlenbach-Zürich 1928 verlegte und mit prächtigen Bildern geschmückte Buch «Hellas» läßt auf jeder Seite erkennen, daß Hans Bloesch lebenslang das Land der Griechen mit der Seele gesucht hat und daß die endliche, aber äußerst kurzfristige Gelegenheit, dessen Kunstsäften zu schauen, ihm ein traumhaftes Glück bedeutete. Seine Schilderungen haben etwas schlechthin Vollendetes und sind derart fesselnd, daß man sie immer wieder mit der gleichen Freude lesen kann, und ich stimme Jonas Fränkels Urteil in jedem Worte bei, daß Bloeschs «Hellas» «in seiner inhaltlichen Gestrafftheit und der Mischung von Wehmut und Hingerissenheit als eines der schönsten, eines der ergreifendsten unter den zahllosen Büchern über Griechenland gelten darf». Mag die und jene Einzelheit in diesen drei Werken Hans Bloeschs heute überholt sein, ihre Bedeutung bleibt unvermindert bestehen, da sie zugleich im Ueberzeitlichen verankert sind.

Endlich gilt es, diejenigen drei Opera Hans Bloeschs zu erwähnen, in denen lediglich der Dichter spricht. Da ist zunächst eine Novelle «Römisches Fieber», die bald nach «Mein Rom» entstand, aber erst 1918 ihre Veröffentlichung erfuhr; sie erweckt das Bedauern, daß er sich nicht öfter auf diesem Gebiete versucht hat. Zweitens gibt es ein kostbares, 1922 der Sammlung «Die Schweiz im deutschen Geistesleben» einverleibtes Bändchen, das «Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern» sich betitelt. Es enthält zehn kleine Idyllen, die Ereignisse oder Episoden der Vergangenheit in frei erfundenen Momentaufnahmen darstellen. Bisweilen läßt Bloesch dabei bedeutende Menschen interessante Gespräche miteinander führen, so in der Skizze «Ein Nachmittag in Lützelflüh» Jeremias Gotthelf mit zwei seiner Besucher. In diesen «Miniaturen» wird uns nicht selten das Kolorit früherer Zeiten intuitiver nahegerückt, als das gelegentlich in Erzeugnissen der exakten Forschung geschieht, und der Leser bekommt den Eindruck, daß die erwähnten Gespräche, wenn die äußeren Voraussetzungen dazu vorhanden gewesen wären, sich durchaus so hätten abspielen können. Man sieht demnach, daß Hans Bloesch

auch in gewissen Vorhöfen sich heimisch fühlte, die zum Königs-palast Conrad Ferdinand Meyers gehören.

Den ersten Preis möchte ich der dritten dieser dichterischen Schöpfungen Hans Bloeschs, dem entzückenden Werklein «Am Kachelofen» zuerkennen. Teilweise in Tunis 1912 verfaßt, trat es erst Ende 1914 im Verlag A. Francke vor die Oeffentlichkeit und wurde von der Kritik mit der ihm gebührenden Anerkennung aufgenommen. Vor kurzem gab es der Berner Verein für gute Schriften, dessen gewissenhafter und initiativer Präsident Bloesch seit 1936 war, als Heft 212 aufs neue heraus. Dieses Büchlein, das er als glücklicher Vater «seinem kleinen Hansjörg zum ersten Weihnachtsfest geschrieben» hat, spiegelt des Autors romantisch-idyllische Eigenart und seine allzeit schlagfertige Schalkhaftigkeit am reinsten wider. In das sinnierende Fabulieren, mit dem er die Bilder und Bildchen des heimeligen Kachelofens erklärt, werden Erinnerungen an die eigene Jugend, Schilderungen von interessanten Vorfahren und andere bernensische Merkwürdigkeiten verwoben, und fast unbewußt werden wir Zeugen seiner harmonischen Häuslichkeit und der innigen Verbundenheit mit seiner Lebensgefährtin. Völlig ungesucht blitzen da und dort tiefste Daseinsweisheiten auf, und als echter Eigenbrödler läßt sich Hans Bloesch die Gelegenheit nicht entgehen, diverse Verkehrtheiten und Eitelkeiten der heutigen Gesellschaft in das ihm notwendig erscheinende Licht zu stellen.

Außer den eben genannten Werken und den drei Wanderbüchern gibt es von Hans Bloesch auch eine größere Anzahl von Gedichten, die zum Teil in «Mein Rom» und in verschiedenen Zeitschriften sich finden, zum Teil noch ungedruckt sind. Es würde sich sicherlich lohnen, deren wichtigste in einem schmucken Bändchen zu vereinigen.

Wie in der bernischen Geschichte, so hat Hans Bloesch auch in der schweizerischen Literaturhistorie das Anrecht auf einen ehrenvollen Platz, der ihm wohl nicht allzufern von demjenigen Josef Viktor Widmanns wird beschieden sein, denn mit diesem verband ihn vielfach eine eigentliche Wahlverwandtschaft.

Wer mit Hans Bloesch verkehren oder sich seinen Freund nennen durfte, der wird sich jederzeit mit wehmütier Freude seiner Herzensgüte und seiner reinen Gesinnung, seiner wohltuenden

seelischen Heiterkeit, seiner beglückenden Gabe, sich in andere zu versetzen, und seiner steten selbstlosen Hilfsbereitschaft erinnern. Nie war ihm um sich selbst und seinen Ruhm zu tun, immer stand die gute Sache, der er diente, im Vordergrund. Er war eine in sich geschlossene und im Ethischen verwurzelte Persönlichkeit, und bei all seiner umfassenden Geistesbildung und seinen überragenden künstlerischen Eigenschaften eignete ihm eine rührende Bescheidenheit. Den rauen Befehlston und die bürokratische Rechthaberei kannte er nicht. Ihn umgab eine Atmosphäre des Friedens und der Versöhnlichkeit. So herrschte auf der Stadtbibliothek Bern unter seinem Szepter zwischen ihm und seinen Mitarbeitern, die er nie als Untergebene betrachtete, eine völlige Einmütigkeit, und Dr. Hans Strahm bekennt nachdrücklich, daß dieser gute Hausgeist ausschließlich Bloeschs Verdienst gewesen sei.

Zur Abrundung und Vervollständigung dieser biographischen Essays ließe sich noch manch wichtige Feststellung beifügen. Zum Beispiel, daß Hans Bloesch zu den Gründern (1923) und nachherigen Vorstandsmitgliedern der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft gehörte. Für die eifrige Teilnahme an deren Bestrebungen war er wie geschaffen: als Kenner des Buchschmucks früherer Zeiten und Liebhaber der Buchillustrationen jeder Art, als Hüter und Entdecker von literarischen Seltenheiten, die er jeweilen in der Stadtbibliothek den Bibliophilen zur Schau stellte, und als Herausgeber wertvoller alter Drucke und trefflicher biographischer Forschungen. Von den letzteren sei die Studie über Samuel König hervorgehoben, einen Bibliophilen des achtzehnten Jahrhunderts und Vorläufer Bloeschs als Oberbibliothekar in Bern. Doch ich will hier innehalten und zum Schluß nur noch erwähnen, daß ihn mehrfache freundschaftliche Beziehungen mit Burgdorf verbanden. Auch konnte das Burgdorfer Jahrbuch 1936 unter dem Titel «Wissen und Glauben, Johannes Kupferschmid und Johann Rudolf Gruner» einen Beitrag von Hans Bloesch bringen, und 1938 hielt er in der Casinogesellschaft einen Vortrag über die «Guten Schriften». Und endlich sei seine allerliebste Skizze «Als der Großvater die Großmutter nahm» nicht vergessen, die 1910 in der Festschrift des Eidgenössischen Schützenfestes zu Bern erschien und würdig gewesen wäre, die «Kulturhistorischen Miniaturen aus dem alten Bern» zu eröffnen. Er erzählt hier von

der Werbung seines Großvaters Eduard Bloesch von Biel, des späteren hochverdienten Landammanns, um Lisi, die älteste Tochter des Burgdorfer Stadtschreibers Johann Ludwig Schnell, in dessen Dienst er stand. Und dieses Liebesidyll ist eingebettet in die stürmischen Monate, die dem politischen Umschwung des Jahres 1830 vorangingen. Doch als diesen die Volksversammlung von Münsingen sanktioniert hatte und die bernischen Untertanenverhältnisse nunmehr der Vergangenheit angehörten, da durfte sich der junge Notar Eduard Bloesch nicht nur der errungenen Freiheit erfreuen, ihm wurde am Abend des denkwürdigen Tages von seinem Prinzipal zugleich das ersehnte Jawort zuteil.

Rudolf Hunziker.

Pfarrer Walter Häggerli

geb. 17. Januar 1880, gest. 21. August 1944

«Solchen Männern ist die menschliche Gesellschaft verpflichtet, reine Achtung, freyes Lob, wahren Dank schuldig.»

(Aus der Gedächtnisrede von Fr. Freudenreich auf Vincenz Bernhard Tscharner.)

Leben und Schaffen eines Menschen können weitgehend durch die Ordnungen der menschlichen Gesellschaft geformt werden, und doch wird er wieder dem eigenen Genius gehorchen und seinen Weg gehen müssen.

Der Pfarrer und oekonomisch gemeinnützige Bürger Walter Häggerli erbte von großväterlicher und väterlicher Seite her den realen Sinn und das Einstehenwollen für das öffentliche Leben; die Mutter aber sah auf ihrem Sterbebette in dem neunjährigen Walter den künftigen Pfarrer. Dieses Doppelvermächtnis trug und bestimmte Leben und Sein des Verstorbenen. Viele kannten den «Bauernpfarrer» von Heimiswil, wenige wußten vom Ringen um Erkenntnis und Erlösung in der Studierstube. Durch Sturm und Drang der Jugendzeit führte der Weg zur Abgeklärtheit und Ruhe des Alters. Geistig verwandt fühlte er sich mit den großen Gründern der Oekonomischen und Gemeinnützigen Gesellschaft, ihr Erbe verwalten und ausbauen, war ihm eine

Lebensaufgabe. Wie Augustin und Abraham Kuyper erfüllte ihn aber auch die Sehnsucht, «Gottes heilige Ordnung in Haus und Schule, Kirche und Staat allem Widerspruch der Welt zum Trotz wieder festzustellen zum Heil des Volkes». Röpkes «Gesellschaftskrisis der Gegenwart» konnte dem oekonomisch denkenden Menschen in den letzten Lebensjahren neue Wege zeigen, aber zu gleicher Zeit erschien ihm die Weise vom Leben und Sterben im Werke Rainer Maria Rilkes als eine Offenbarung des Göttlichen.

Walter Häggerli wurde am 17. Januar 1880 in Gottstatt bei Biel geboren, wo sein Vater als Verwalter des Waisenhauses wirkte. Die Jugend- und Schuljahre verbrachte er aber in Burgdorf, wo hin seine Eltern zur Leitung des bürgerlichen Waisenhauses berufen wurden. Aus der sonnigen Kindheits- und Schulzeit wußte der Verstorbene anschaulich zu erzählen. Es war eine besondere Fügung, daß der spätere Pfarrer seinen Wirkungskreis unweit der Stätte seiner Jugend finden konnte. Für einen oekonomischen und gemeinnützigen Ausgleich zwischen Stadt und Land war er der berufene Vermittler. Nach der Gymnasialzeit in Burgdorf, wo ihn besonders Pfarrer Karl Grütter tief beeinflußte, folgte das Theologiestudium auf den Universitäten Bern und Berlin, zugleich aber hörte er Vorlesungen über Nationalökonomie. Nach dem wohlbestandenen Staatsexamen folgte ein weiterer Studienaufenthalt in Montauban und an der Sorbonne zu Paris. Wie gerne erzählte er später aus seiner Studienzeit und wie reich erschien ihm das geistige Leben der Großstädte um die Jahrhundertwende. Er hatte aber auch das Glück, den großen Theologen Harnack, den geistvollen Literaten Erich Schmidt und andere hören zu können. Festgefügt erschien ihm damals die kulturelle Gemeinschaft des Abendlandes; ein europäisch denkender Mensch blieb Pfarrer Häggerli bis an sein Lebensende. In Paris erreichte ihn die Botschaft eines Jugendfreundes, und diesem Rufe aus der Heimat folgte er. Der junge Pfarrer wurde Nachfolger Pfarrer Schorers in Heimiswil.

In der ausgesprochenen Bauerngemeinde war es kein leichtes, als junger, begabter Theologe mit hinreißendem Temperament an seine Lebensaufgabe heranzutreten, um die Ideale der Jugendzeit zu verwirklichen. Veranlagung und geistige Struktur ließen ihn nicht an ein Pfarrhausidyll mit erbaulicher Sonntagspredigt denken. In ihm brannte jenes Feuer, von dem der Evangelist

Lukas verkündet: «Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennte schon.» Pfarrer Hämmerli war nie an ein starres Dogma gebunden; an den ewigen Wahrheiten des Evangeliums ließ er aber weder deuteln noch drehen. Seine Predigten zeugten von einem Manne, der sich berufen fühlte, in den Menschen ein Feuer anzuzünden. Wie ein Sonnenjüngling kam er in jungen Jahren den Heimiswilern vor. Kraft und Vertrauen strömte von ihm aus. Und dieses Vertrauen fand er wieder bei den zahlreichen bäuerlichen Charaktergestalten und feinen und klugen Frauen des damaligen Heimiswil. In späteren Jahren versuchte er, Leben und Schicksal dieser Bauerngeschlechter in epischer Form nachzuzeichnen. Krankheit und Tod verhinderten eine letzte Fassung. «Heimiswil isch es eigets Kanton», versicherte ihm oft ein guter Burgdorfer Bekannter; diesem «eigete Kanton» erwuchs nun auch ein «eigeter Pfarrer». Gemeinde, Kirche und Schule sollten getreu den Lehren der Reformatoren eine lebendige Einheit werden. So entfaltete der Verstorbene bald auch eine segenbringende Tätigkeit in der Armen- und Schulkommission. Gewiß war das in einer Gemeinde mit vier ausgesprochenen Dorfvierteln nicht immer eine leichte Aufgabe, aber auch die holzigsten Eigenbrödler mußten ihm im stillen beipflichten. Unvergessen bleibt den Heimiswilern seine stillere Tätigkeit als Krankenbesucher und unvergessen bleiben alle die ergreifenden Trauerreden.

41 Jahre lang befruchtete Walter Hämmerli als Pfarrer und als Bürger das Leben in seiner Gemeinde und ist dabei selbst zum Heimiswiler und Ehrenbürger geworden. Wie verbunden er sich mit seiner Gemeinde fühlte, zeigen die Worte seiner letztwilligen Verfügung: «Meiner Gemeinde bin ich zu großem Dank verpflichtet. Sie hat meine jugendlichen Schwachheiten ruhig ertragen. Man hat hier ruhig und nicht vergeblich auf rechtzeitige Reife gehofft. Die Gemeinde bot mir darum gelegentlich in schwierigen Lagen mehr Verständnis als Kreise, auf die ich glaubte zählen zu dürfen. Noch einmal spreche ich meiner lieben Gemeinde, all ihren Männern und Frauen, groß und klein, meinen Dank aus für alle Liebe und Achtung, die ich während der langen Zeit meiner Amts dauer erfahren durfte. Meine körperlichen Kräfte drohen mich langsam zu verlassen. Gottes Wille geschehe!»

Pfarrer Walter Hämerli fühlte sich durch Abstammung aus einem seeländischen Bauerngeschlechte und durch sein Studium in allen Fragen der Volkswirtschaft mit dem Bauernstande tief verbunden. Schon 1913 hielt er in Bern einen staatsbürgerlichen Vortrag über «Aktuelle Bauernfragen» und kurz darauf einen solchen über «Ursachen des Bauernkrieges von 1653 und ihre Lehren für unsere Volkswirtschaft». Die Erschütterungen des ersten Weltkrieges ergriffen ihn tief. «Da konnte ich nicht mehr schweigen», versicherte er uns manchmal. Eine wirtschaftliche und kulturelle Erneuerung des Volksganzen konnte allein uns vor dem Zusammenbruche retten. Pfarrer Hämerli war aber nie ein Parteipolitiker. Die notwendige Agrarreform zum Schutze des Bauernstandes beschäftigte ihn ebenso wie das Studium sozialer Fragen. Es war nicht zu verwundern, wenn er ehrenvoll in den Nationalrat gewählt wurde. Er bezeichnete es aber später selbst als Vorsehung, daß er nicht der politischen Laufbahn folgte. Ihm blieben die Kanzel und die schriftstellerische Tätigkeit, um zum Volke zu reden.

Lebenserfahrung und Studium ließen ihn die Quellen der Erneuerung unseres einstigen Ständestaates finden. In den Beginn des europäischen Geistesfrühlings um die Mitte des 18. Jahrhunderts fiel die Gründung der Oekonomischen und Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern. «Die OGG ist nur als Teilerscheinung einer großen Bewegung verständlich. Sie war eines neuen Geistes Kind.» (C. Bäschlin.) Im Kreise dieser ehrwürdigen Gesellschaft fand nun der Pfarrer und Volkswirtschafter ein umfassendes Arbeitsgebiet. Als deren Sekretär und zugleich als Präsident des Oekonomisch-gemeinnützigen Vereins des Amtes Burgdorf entfaltete er eine bewundernswerte Tätigkeit. Unzählige Vorträge, Jahresberichte, Protokolle, geschichtliche und wirtschaftspolitische Arbeiten zeugen davon. Wir können hier nur das Kapitel über die Landwirtschaft im Heimatbuche des Amtes Burgdorf und die vorzüglichen Arbeiten in den Tätigkeitsberichten der OGG erwähnen. Die Stadt Burgdorf dankt ihm für sein Einstehen beim Bau der Markthalle und für seine vermittelnde Tätigkeit in allen Interessenfragen zwischen Stadt und Land. Seine soziale Gesinnung ließ ihn mitarbeiten an der Frage des Dienstbotenwesens; das Dienstbotenheim Oeschberg verlor in ihm einen guten Freund und Helfer. In der Walter Hämerli-Stiftung zu

Gunsten älterer Dienstboten wurde ihm in seiner Gemeinde ein bleibendes Andenken gesichert.

Die Grundlage zu dieser umfassenden Tätigkeit war ein glückliches Familienleben. Seine liebenswürdige Gattin verstand die temperamentvolle Art ihres Mannes. Ihr heiteres und gewandtes Wesen war ihm Hilfe und Ausgleich zu allen Zeiten. Sie teilte mit ihm Freud und Leid an den drei Kindern, die heranwuchsen. Unverwüstlich erschien uns die kraftvolle Gestalt Pfr. Hämmerlis. Und doch gingen auch an ihm die Worte des 90. Psalms in Erfüllung. Vor sechs Jahren mahnte ihn ein tückiges Herzleiden: «Wanderer stehe stille!» Aber wie Wetterschlag traf die Kunde vom plötzlichen Tode ihres einzigen Sohnes Dr. Fortunat Hämmerli die schwergeprüften Eltern.

Arbeit und eine Besserung des Herzleidens trugen Pfr. Hämmerli über den dunklen Strom der Trauer. Rastlos tätig war er bis an das Ende seiner Tage. Seine letzte Stunde erscheint uns wie ein Symbol vom Leben und Sterben. Inmitten seiner Amtsbrüder sank er nach einer ergreifenden Ansprache zurück wie ein müder Schnitter auf seine Garbe. Eine reiche Ernte aber war eingebbracht.

E. Schweizer.

Joseph Marti, alt Oberlehrer in Oberburg

geb. 26. Juni 1864, gest. 6. April 1945

Voll Klagens um einen Verewigten sind wir schon oft an Gräbern gestanden; um Joseph Marti, dessen sterbliche Reste wir auf dem letzten Heimweg begleiten, klagen wir nicht. Er, im einundachtzigsten Lebensjahr Entschlafene würde uns das Gerede um Unwiederbringliches verweisen, denn er wußte: das Leben hört auf, wie es angefangen hat. Er war bereit, des Dichters Wort zu sprechen:

«Ich bin ermüdt, ich hab gefürt
Die Tages Bürd: Es muß eins Abend werden.
Erlös mich, Herr, spann aus den Pflug,
Es ist genug! Nimm von mir die Beschwerden.

Nicht besser soll es mir ergehn,
Als wie geschehn den Vätern, die erworben
Durch ihren Tod des Lebens Ruch.
Es ist genug! Es sei also gestorben!

Er hat hohe Jahre erreicht und sie sind nicht allesamt köstlich gewesen, wie wir Außenstehende es obenhin aussprechen. Sie vermochten wohl seine Gestalt zu beugen, nicht aber seinen Geist. Die körperliche Hinfälligkeit, die man in den letzten Jahren an ihm wahrnahm, stand im Widerspruch zu den Kräften seines Geistes. Hier müssen wir verweilen und jetzt nennen wir das Leben des Verstorbenen ein köstliches, weil es so sehr ein geistiges Leben war. Joseph Marti hat seine Fähigkeiten außerhalb der Schule auch der Oeffentlichkeit zur Verfügung gestellt, es sind Zeugen unter uns, die bereit wären, ihm hier zu danken, aber tasten wir nicht hilflos an der Oberfläche herum, wenn wir nur die Mitarbeit in der oder jener Kommission aufdecken?

Es sind beiläufig dreißig Jahre vergangen, seitdem unsereiner in dieser unferementalischen Landschaft heimisch zu werden begann. Ein allererster Hinweis deutete auf Joseph Marti in Oberburg, sein Name lief ihm voraus, ein guter Name, das sei deutlich gesagt und beteuert.

Sein Vater soll ein Freischärler gewesen sein vor hundert Jahren, dann auch einer, der im Sonderbundskrieg kämpfte. Mußte da nicht der Sohn das Erbe der dreißiger und vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts mit Lust annehmen? In den sechziger Jahren geboren, in den achtziger Jahren zum Schulmeister ausgebildet, in jener bewegten Zeit des jungen, aufstrebenden und weithin wirkenden Liberalismus. Versteht mich recht, es geht hier nicht um Parteipolitik, sondern nur um Politik, um die Mitarbeit des Bürgers im Sinne unserer Demokratie. Joseph Marti war so recht ein politischer Mensch, darin ein Vorbild für seine Mitbürger, kein Polemiker, kein Streber, wohl aber ein unentwegter Befürworter des Rechtes in Gemeinde und Staat. Er war stolz auf die angestammte Rechtsordnung, er wußte, daß nur Vertrauen die Volksgruppen untereinander verbindet, wo er redete, da redete er Treu und Glauben das Wort.

Wie hat er das freisinnige Erbe in der Schule verwaltet? Von Pestalozzi her wußte er: ohne Bildung ist das Volk ein Kind, das

mit dem Feuer spielt und bei dem man nie weiß, wann das Haus angezündet wird. Er wußte: ohne Volksbildung wäre unsere Demokratie ein Abenteuer. Er zweifelte nie daran, daß die Schweizerische Schule eine Volksschule sein und bleiben muß, war auch nie im Zweifel darüber, daß ein Volksstaat keine Intelligenz im Volk brach liegen lassen darf.

Vergessen wir nicht: Joseph Marti war überzeugt davon, daß der Glaube die Nahrung für den Schweizerbund ist, daß ohne Glaube der Staat in der Luft hängt. Es sind viele unter uns, die seine Schüler gewesen sind; forderte man sie auf, hier am Sarge ihres Lehrers zu reden, so würden sie sagen: er war streng, er verlangte viel, aber er galt auch viel unter uns.

In der Zueignung an den Direktor des bernischen Schullehrerseminars schrieb der Schulmeister Peter Käser in Gotthelfs Leiden und Freuden eines Schulmeisters: «Sie, Herr Direktor, sind der Bildner der werdenden Lehrer im Kanton Bern. Sie sind nicht nur die Quelle ihres Wissens, sondern auch der Lenker ihrer gemütlichen und sittlichen Kräfte. Ihre Hand führt sie freilich nicht durchs Leben, Ihre Lehre aber bereitet sie auf das Leben. Keines Lehrers Leben ist gleichgültig; Segen oder Fluch säet er aus, je nach der Aussaat erntet er. Dazu bedarf der Lehrer nicht nur des Wissens Schätze, sondern auch des Lebens Erfahrungen.»

Ihr ehemaligen Schüler des Lehrers Joseph Marti haltet dafür, daß er bemüht war, der Lenker eurer gemütlichen und sittlichen Kräfte zu sein, daß seine Hand nicht durchs Leben führen konnte, daß seine Lehre euch aber bereitete auf das Leben. Und er gab euch nicht nur des Wissens Schätze, sondern auch des Lebens Erfahrungen.

Joseph Marti war befrachtet mit Lebenserfahrung. Das spürten wir seinerzeit, als wir ihm begegneten. Er wirkte zweieinhalb Jahre in Biembach; es waren nicht verträumte Jahre. Wenn er später immer wieder auf Biembach zu reden kam, spürte man den Hunger nach Erleben und Erfahren, der ihn damals plagte. Das Biembachtal, jenen schönsten Wiesengrund, hat er nie vergessen, auch es hat seiner nicht vergessen und flüstert Grüße und treues Gedenken in seinen Schlaf.

Er hat weiterhin seines Lebens Erfahrungen verschenkt unter der Kollegenschaft, pädagogisches Wissen und methodisches Können

haben wir oft von ihm dankbar entgegengenommen. Sein Wort galt in der Sektion Burgdorf des bernischen Lehrervereins; er hat, im besten Mannesalter stehend, sich um die materielle Besserstellung der Lehrerschaft bemüht und gesorgt, er hat alles unternommen und nichts gescheut, der Lehrerschaft die auskömmliche Existenz zu verschaffen.

Joseph Marti war auch ein nimmermüder Chronist, er schrieb in die Zeitungen die Vorkommnisse und Ereignisse des Dorfes, da trat zutage, wieviel er wußte, im besonderen aber, wie gut er seine Gemeinde, sein liebes, ihm ans Herz gewachsenes, Oberburg kannte. Er hat uns nicht immer geschmeichelt, dazu gab er seine geistige Ueberlegenheit nicht her, eher und oftmals spürten wir seinen galligen Witz, mehr aber noch seinen Humor. Sein Sinnen und Trachten galt Oberburg, er ist, alles in allem, ein Oberburger von bestem Schrot und Korn gewesen, ein Mann, dessen klugen und großen Augen wie eines Vaters Augen in der Gemeinde wachten, und er ist nicht überschwänglich gerühmt, wenn wir ihn Vater der Gemeinde nennen.

Ein freisinniger Mann ist er gewesen bis zu seinem Lebensende, trotz innern und äußern Anfechtungen folgte er in seinem Tun und Lassen den freien Entscheidungen seines Herzens, darum begegnete man in ihm einer Persönlichkeit.

Ihm ist nach seinem Rücktritt vom Lehramt eine Spanne Zeit geblieben, die er nicht ungenützt verstreichen ließ. Ungeschwächten Geistes nahm er sich vieler Dinge an, was er früher in der Arbeitsfron des Tages beiseite legen mußte, dem diente er mit Hingabe. Er lebte nicht verbittert in der Zurückgezogenheit, manches sah er aufgehn, das er gesät hatte, er freute sich des empfangenen geistigen Erbes und sah es wachsen im geistigen Habitus seiner Kinder.

Ein alter Mann ist er geworden, aber auch ein weiser Mensch, ein Wissender um den Sinn des Lebens und des Todes, der zu sagen bereit war:

«So nimm nun, Herr! hin meine Seel,
Die ich befehl', in deine Händ und Pflege.
Schreib sie ein, in dein Lebens Buch.
Es ist genug! Daß ich mich schlafen lege.»

Hermann Menzi-Cherno,